

HEYNE <

DAS BUCH

Auch für den Antiquitätenhändler Wilhelm Gossec ist das Oktoberfest eine sichere Einnahmequelle – während der Wiesnzeit macht er besonders mit den Touristen ein gutes Geschäft mit bayerischen Souvenirs. Eines Abends, als er es sich gerade in seiner Wohnung hinter dem Laden gemütlich machen will, findet er einen ausgeraubten und offenbar volltrunkenen Mann auf der Straße. Gossec findet in seinen Taschen nur noch die Einladung der Firma Global Real Estate zum Wiesnbesuch und eine Visitenkarte – offenbar handelt es sich um den Abgeordneten Ernst Hirschböck aus Niederrotting. Gossec ermittelt und gerät bald auf die Spur einer global agierenden, börsennotierten Immobilienfirma, die in einem Münchner Scherbenviertel die Leute aus ihren billigen Wohnungen hinaussanieren will – in München ist Korruption eben das Selbstverständlichste auf der Welt. Wäre da nicht Gossec mit seinem völlig überholten Gerechtigkeitssinn ...

DER AUTOR

Max Bronski, geboren 1964 in München, hat seine Heimatstadt nie verlassen. Nach einem abgebrochenen Theologiestudium hat er sich mit verschiedenen Jobs durchgebracht, gemalt und geschrieben.

LIEFERBARE TITEL

Sister Sox

Schampanninger

Max Bronski

München Blues

Kriminalroman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-001940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

2. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe 09/2010

Copyright © 2007 by Verlag Antje Kunstmann GmbH,
München

Copyright © 2010 dieser Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2011

Umschlagabbildung: © plainpicture / Jasmin Sander

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie
Werbeagentur, Zürich

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43485-1

www.heyne.de

Stormy Monday

They call it stormy Monday,
But Tuesday's just as bad;
They call it stormy Monday,
But Tuesday's just as bad;
Wednesday's worse,
And Thursday's also sad.

Yes, the eagle flies on Friday,
And Saturday I go out to play;
Eagle flies on Friday,
And Saturday I go out to play;
Sunday I go to church,
Then I kneel down and pray.

Lord, have mercy,
Lord, have mercy on me.
Lord, have mercy,
My heart's in misery:
Crazy 'bout my baby,
Yes, send her back to me!

AARON WALKER

1

Mein Laden im Schlachthofviertel ist gerade mal fünf Minuten von der Theresienwiese entfernt. Normalerweise spielt das keine Rolle, denn die Theresienwiese ist ein ziemlich reizloses steinigtes Gelände, topfeben, dazu ohne Baum und Strauch. Am anderen Ende erhebt sich ein Hang, an dessen Kante ein mächtiges altdeutsches Weib von ihrem Sockel auf die Wiese herunterschaut. Über einem weiten, hemdartigen Kleid, dessen gnädige Falten ihre Körperfülle verhüllen, trägt sie ein Bärenfell um den Leib gegürtet, in ihrer Rechten hält sie das blankgezogene Schwert und mit der Linken hebt sie einen Eichenkranz empor. Selbst Heraldikspezialisten würden bei ihr eher auf Odins Gattin Freya tippen, säße nicht ein bayerischer Löwe zu ihren Füßen, der sie uns als Darstellung der Bavaria nahezubringen versucht. Eingerahmt wird die Bronzestatue von einer Tempelanlage, die so griechisch ist wie das Kapitol in Washington römisch. Der Tempel stellt in diesem anarchischen Mix von Kulturen eine Ruhmeshalle dar, in der verdiente ortsansässige Persönlichkeiten wie der Bierbrauer Pschorr und der Wassertreter Kneipp mit Büsten geehrt werden. Erst mit dieser unterstützenden Information versteht man, warum gewitzte Heraldiker darauf hinweisen, dass der Kranz aus Eichenlaub üblicherweise aus Lorbeer gewunden wird. Wie gesagt: Normalerweise spielt die Nähe zur Theresienwiese keine Rolle, aber einmal im Jahr findet dort unten

mindestens vierzehn Tage lang das Oktoberfest statt, das der Münchner dieses steinigen Geländes wegen *Wiesn* nennt.

Was auf dem Oktoberfest stattfindet, überschreitet die Grenzen der menschlichen Vernunft und Vorstellungskraft in einem solchen Maße, dass nur beherzte Bezifferungen helfen, ein Bild davon zu vermitteln: Von den sechs Millionen Besuchern ergattern allenfalls zwei Millionen einen Platz im Bierzelt. Ein Viertel davon ist ein glatter Ausfall, weil sie nur Kaffee, Wein, Saft oder Schnaps trinken, zu jung, zu alt oder zu invalid sind und damit die sechs Millionen Maß Bier dem Rest überlassen. Die schütten demnach pro Kopf vier Liter in sich hinein. Mancher merkt erst im Lauf des Abends, dass es sich dabei um ein getuntes Wiesnmärzen mit deutlich mehr Prozenten handelt. So abgefüllt, torkeln, taumeln oder stolpern Tausende von Besuchern Richtung Innenstadt. Wenn sie körperlich unbeschadet die stark befahrene Lindwurmstraße überquert haben, suchen sie schnurstracks Seitenstraßen auf, um, von der Macht bis dahin sekundärer Bedürfnisse getrieben, irgendwo in einer nahe gelegenen Einfahrt oder einem Hausgang zu kotzen, zu pissen oder sich endlich gegenseitig an die Wäsche zu gehen. Im Prinzip stehen sie dann direkt vor meinem Laden.

Warum tue ich mir das eigentlich an? Weil ich in diesen zwei Wochen mehr verdiene als in den ganzen drei Sommermonaten davor. In der heißen Zeit ist meine komplette Ware nur Trödel. Die alten Polster müffeln, die Schränke und Kommoden dünsten den Geruch überständiger Mottenkugeln aus, vor allem die Bücher und Zeitschriften riechen nach Moder und Staub. Umsatzmäßig kann man den Sommer knicken. Im September stelle ich mein Sortiment auf Bavarica

um. Herzen, Seppelhüte oder Fäkalhumor auf Naturholz, »Wenn's Arscherl brummt, is Herzerl gsund!«, kommen niemals in mein Schaufenster, aber Gamsbärte, Charivari oder handgeschnitzte Hirschhornknöpfe wohl. Der ausländische Gast vor meinem Laden versteht sofort, dass er bei Antiquitäten Gossec originale Souvenirs erbeuten kann.

Eine gewisse Geschmeidigkeit muss man in meinem Gewerbe schon an den Tag legen, wenn man überleben will. Auch ältere Mädchen besuchen heutzutage kein Geschäft mehr für Mieder- oder Galanteriewaren. Der Dessous-Shop und die Bijouterie laufen aber rasend gut. Dementsprechend hat sich mein Berufsstand vom Trödel-, Gebraucht- oder Nostalgiewarenhandel zu einer Art Kunstagentur entwickelt. Wir vermitteln Interessenten gut gepflegte Antikschätze und tragen in unserer Brusttasche vierfarbig gedruckte Visitenkarten mit Reliefprägung, auf denen ein besonders schönes Stück in appetitlich nussigem Braun den Kunden anstrahlt. In München trägt der Kaufmann den Pelz zwar inwendig, aber mehr als sonst wo gilt, dass schon der bloße Anschein von Schübigkeit den beruflichen Selbstmord bedeutet.

Nachschub für meinen Laden bekomme ich über Haushaltsauflösungen, die ich kostenlos anbiete. Die guten Stücke wandern in mein Sortiment, der Rest wird an Ort und Stelle zu Kleinholz gehauen und entsorgt. Saisonal schichtet man das Angebot um, man hat Erfahrung, und im Herbst sind eben aus guten Gründen Bavarica absolut angesagt.

So lief es auch dieses Jahr, im Prinzip saugut. Pünktlich zum Einzug der Wiesnwirte wurde noch einmal die Sommer-sonne angeknipst. Dieser Pakt mit dem Himmel funktionierte so reibungslos und hielt die ganze Zeit über, dass Kernbayern

schon allein deshalb immer katholisch bleiben wird. Gegen acht Uhr schloss ich den Laden und zog wie immer in diesen zwei Wochen den Rollladen vors Schaufenster, weil ich nicht testen wollte, wozu ein enthemmter Besucher mit einem geklauten Maßkrug und dem unstillbaren Drang nach meiner Ware fähig sein kann. Ich zog mich in meine Wohnung zurück, zwei Zimmer, Küche, Bad, direkt hinter dem Laden.

Bei der letzten Haushaltsauflösung hatte ich alte »Prinz Eisenherz«-Bücher entdeckt, die wollte ich in Ruhe durchblättern. Mit ein paar Selbstgedrehten und Weißbier hätte das ein beschaulicher Abend werden können. Man hat in diesen Zeiten keinen großen Aktionsradius. Mit dem Auto dem Rummel zu entfliehen, hätte bedeutet, auf Alkohol weitgehend verzichten zu müssen. An jeder nennenswerten Oktoberfest-Ausfallstraße war Polizei postiert, um die Betrunknen aus dem Verkehr zu ziehen. Nach den harten und betriebsamen Tagen, wie sie im Moment zu absolvieren waren, hatte ich überhaupt keine Lust darauf, mit der Bieruhr im Kopf herumzulaufen. Und die öffentlichen Verkehrsmittel kamen für mich zurzeit auch nicht infrage. Man stand eingekellt in der schwieligen Schar dieser Bayrisch-Herz-kostümierten Leute, die nicht einmal mehr vor dem Lodentanga zurückschrecken. Wie eine Planierraupe ist Landhausmode über den Geschmack dieser Republik gefahren. Schon deshalb ließ ich meinen alten Janker mit grünem Kragen dauerhaft im Schrank, mit dem ich mich noch vor etlichen Jahren in Göttingen als Förster vom Silberwald beschimpfen lassen musste.

Gegen halb neun hörte ich von draußen ein Klatschen auf dem Pflaster, als sei einer mit dem Gesicht voraus aufs Trottoir gefallen. Wenn ich irgendeine arme Sau liegen sehe, bricht

sich die Pfadfindererziehung in mir Bahn. Also schaute ich lieber gar nicht hinaus. Gegen neun Uhr war jedoch nicht mehr zu überhören, dass jemand durch den unteren Türschlitz in meinen Laden hineinröchelte. Es war eine ganz seltsame Mischung aus rasselndem Schnarchen und schmerzvollem Stöhnen. Vorsichtshalber ließ ich die Ladentür geschlossen und ging hintenherum durch den Hof.

Tatsächlich lag auf der Schwelle ein Mann auf dem Bauch, Gesicht nach unten, wie in Schwimmhaltung einen Arm nach vorne, den anderen nach hinten. Es sah so aus, als wollte er durch die geschlossene Tür in den Laden kralen. Seine Alkoholaura war derartig massiv, dass er sich promillemäßig in menschliche Grenzbereiche vorgewagt haben musste. Da er hin und wieder stöhnte, lebte er noch. Ich drehte ihn auf den Rücken. Er sah fürchterlich aus, das Gesicht blutig zerschrammt, das Hemd hing ihm halb offen aus der aufgeknöpften Hose, weil es so heillos Betrunkene da unten zwar irgendwie auf-, aber nicht mehr zukriegen, und er stank nach Urin, weil sie auch beim Pinkeln nicht aufhören können, vorwärts zu stolpern. Bierleichen sind normalerweise nicht mein Problem, man ruft die Sanitäter und lässt sie abtransportieren. Aber der da hatte keine Brieftasche, keine Armbanduhr, kein Handy, keinen elektronischen Schlossöffner und auch sonst nichts mehr, womit er sich als Mitglied unserer hoch technologisierten Gesellschaft hätte ausweisen können. Mit anderen Worten: Man hatte ihn ausgeraubt. Seine Hosentaschen waren leer, nur oben in der Brusttasche seines Hemds steckte eine mehrfach gefaltete Einladung der Global Real Estate in das Bräurosl-Festzelt. Dahinter klebten zwei zerknitterte Visitenkarten. Danach lag der Landtagsabgeordnete Ernst Hirsch-

böck aus Niederrottling an der Ilz vor mir auf dem Boden. Ich klopfte ihm die Wange.

– Hallo!

Er riss die Augen auf und lallte, der Traublinger solle mit dem Wagen kommen.

Da war ich sicher, dass ich Hirschböck vor mir hatte, denn er sprach Niederbayerisch.

Es ist Auswärtigen schwer zu erklären, was einem Oberbayern niederbayerisch anmutet. Da ist etwas Gemeinsames bei gleichzeitiger Fremdheit, und die gibt den Ausschlag. Wer die in München geltende Regel abändern möchte, gehört automatisch nach Niederbayern: beim Schafkopfen einen Farbweiz spielen wollen. Einen Dialekt sprechen, bei dem jedes Wort so platt geklopft und wäldlerisch garniert wie ein Jägerschnitzel daherkommt.

Und Hirschböck war definitiv einer vom Land. Bäuerlich wirkten ja viele, wenn man sie aus dem Anzug stemmte. Ein rot geädertes Gesicht, tief angesetzter Scheitel und abstehende Ohren. Da machte man leicht den Fehler, diesen Menschenschlag zu unterschätzen. Aber sie waren schlau, zäh, hatten alles nötige Sitzfleisch für Verhandlungen, und verhandeln ließ sich immer etwas, sogar die ehernen Prinzipien, denn hiezulande zählt nie der Buchstabe des Gesetzes, sondern immer nur das große Ganze. Dieses große Ganze ist wie der Himmel über Bayern, im Prinzip ist er weißblau, aber manchmal halt nicht. Darin ist man ganz katholisch: Wenn man dem Menschen schon Gebote auferlegen muss, dann darf der auch mal kräftig ausscheren. Sonst macht das ganze Leben keinen Spaß.

Ich hob ihn auf und schleppte ihn in meine Wohnung. Dort hielt ich seinen Kopf unter die Brause, betupfte seine

Wunden mit Jod und flößte ihm eine Tasse furchterregend starken Pulverkaffee ein. Dass dieses probate Mittel unserer Vorfahren, den Alkoholpegel in nüchterne Bereiche runterzudrücken, ein Märchen war, wusste ich längst, aber so ein gallenbitteres, heißes Gebräu lässt auch im dumpfsten Schädel wieder ein paar Lämpchen aufleuchten.

Tatsächlich!

Der Traublinger solle kommen, ansonsten wolle er den Edi sprechen.

So kamen wir dennoch nicht weiter. In meinem Altkleiderfundus fand ich einen grauen Hausmeisterkittel, den ich ihm überzog. Nun waren seine Alkohol-Urin-Ausdünstungen auf ein erträgliches Maß heruntergedimmt. Ein böswilliger Mensch hätte ihm jetzt eines meiner gerahmten Sowjetplakate in den Schoß gelegt und ein paar Fotos geschossen. Fantasien in dieser Richtung hätte man genug, aber Wehrlosen gegenüber bin ich ein gutartiger Mensch.

– Taxi, schrie ich ihn an. Wohin?

Hirschböck hob den Kopf.

– Harlaching.

Das würde glattgehen. Also rief ich ein Taxi, steckte Hirschböck eine meiner Geschäftskarten oben in die Brusttasche, damit er sich, wie es in Bayern heißt, revanchieren konnte, setzte ihn in den Wagen und gab dem Fahrer, einem Türken mit viel Verständnis für betrunkene Einheimische, einen Zwanziger. Er solle ihn an den gewünschten Ort bringen. Als ich jedoch nach einiger Zeit durch das Fenster hinauschaute, sah ich, dass sich nichts getan hatte. Der Wagen stand unverändert vor dem Laden. Also ging ich nochmals hinaus und fragte, was los sei.

Hirschböck saß hinten im Fond und stierte vor sich hin.
Der Türke war verzweifelt.

– Wohin? Die Straße!

– Meichelbeckstraße, nuschelte Hirschböck in dem ihm eigenen Dialekt.

Der Türke sah mich an.

– Was meint er? Meiselböck oder Meischelbach oder wie oder was?

Keine Frage, für einen Taxifahrer und seinen betrunkenen Gast war das der GAU. Selbst wenn man die Meichelbeckstraße noch astrein aussprechen konnte wie Hirschböck, ergab sich durch die unterstellte alkoholische und dialektale Verzerrung ein derart brutaler Parallaxenfehler, dass man so gut wie keine Chance hatte, dorthin gebracht zu werden, es sei denn, der Fahrer hätte gewusst, dass es eine Meichelbeckstraße wirklich gab.

– Meichelbeckstraße, wiederholte ich, Menterschwaige, kurz vor der Eisenbahnbrücke rechts.

Endlich fuhren sie los.

2

Gerade mal zwei Stunden durfte ich den feierabendlichen Frieden genießen. Dann klingelte es an meiner Haustür. Schnauze voll, dachte ich, ich wollte meine Ruhe. Ich hatte es mir mit Zigaretten, Bier und »Prinz Eisenherz« wieder gemütlich gemacht. Das Weißbierglas setzte ich ganz unauffällig ab,

um nicht herumzuscheppern. Eine verfehlte Maßnahme, vielleicht wäre Lärm besser gewesen. Bald darauf rasselte ein Schlüsselbund an meiner Tür, und schneller, als ich hochfahren konnte, standen zwei Herren in passablen grauen Anzügen im Flur. Der Erste trug ein grünes Polohemd, der Zweite ein rotes, trotzdem sah das stark nach Dienstkleidung aus.

– Guten Abend, Herr Gossec, sagte der Vordermann.

Das klang ziemlich höflich, auch das Lächeln des Hintermanns wirkte ausgesprochen schüchtern. Geradezu sympathisch. Ich war vollkommen verdattert.

– Was gibt's, fragte ich.

Der Grüne hob den Dietrich hoch, den er noch in der Hand hatte.

– Zunächst einmal müssen wir uns entschuldigen für unser überraschendes Eindringen ...

– ... aber wir sahen Gefahr im Verzug, ergänzte der Schüchterne.

– Und da reagiert man gern mal ein wenig über, nahm der Grüne den Faden wieder auf.

Er zog meine Geschäftskarte aus seiner Reverstasche.

– Der Herr Staatssekretär hatte die bei sich.

Mir entging nicht, wie der Schüchterne mit geübtem Blick meine Wohnung förmlich abscannte, auf der Suche nach Auffälligkeiten und Spuren, von denen ich nicht wusste, worin sie hätten bestehen können. Die Situation war hochgradig absurd, aber ich hatte das sichere Gefühl, dass es besser war, wenn ich mich fügte.

– Also bitte, sagte ich, sehen Sie sich ruhig in meinen Räumen um. Und dann erzählen Sie mir Ihre kleine Geschichte.

Die beiden ließen sich nicht lange bitten. Alles ging fast

geräuschlos vor sich, da waren Spezialisten am Werk. Nach einiger Zeit waren sie wieder bei mir.

– Alles bestens ...

– Keine Brieftasche, kein Handy gefunden, fragte ich süffisant.

Schmerzliches Bedauern fältelte das Gesicht des Schüchternen.

– Du meine Güte, darum kümmern wir uns nicht. Sehen wir denn aus wie Schutzmäner?

– Hatte denn der Herr Staatssekretär ein Schriftstück bei sich, so eine Art Exposé, brachte der Grüne den eigentlichen Gedanken zur Blüte.

– Eine Einladung zur Wiesn, zwei Visitenkarten, sonst null, erwiderte ich.

– Ach herrje!, jammerte der Schüchterne.

Gram schien ihn aufzuzehren. Jetzt wurde es mir doch zu bunt.

– Und in welche Abteilung gehört ihr zwei denn?

– Sie müssen entschuldigen, begann der Schüchterne, aber ...

Wieder übernahm der Grüne.

– Waren Sie vielleicht auch auf dem humanistischen Gymnasium? Ich bin in Ettal zur Schule gegangen.

– Nie, erwiderte ich.

– Aber was Prätorianer sind, wissen Sie schon?

– Sicher.

– Na also, freute sich der Schüchterne.

Das Frappierende an dieser Nullauskunft war, dass ich sie dennoch auszulegen versuchte. Man spürt einem Sinn hinterher, wo keiner ist. Das System da oben ist beschäftigt, und

schon ist einem die Initiative entglitten. Wieder war es der Grüne, der das Gespräch zielgerichtet vorwärtsbrachte.

– Nach Lage der Dinge können wir uns nur für Ihr couragiertes Verhalten bedanken. Der Staatssekretär in hilflosem Zustand. Durch K.-o.-Tropfen von den Beinen geholt ...

Das also war die offizielle Version.

– ... ausgeraubt ...

– ... da haben Sie sicher Schlimmeres verhütet.

Der Grüne gab mir die Hand, mit der Linken klopfte er mir auf die Schulter. Eine Geste, so golden wie ein Orden. Der Schüchterne nickte anerkennend und knuffte mich in die Seite. Ich hatte zwei neue Freunde gewonnen. Genau genommen drei, aber der dritte Mann wusste in seinem Alkoholdelirium noch nichts davon. Als sie weg waren, fiel mir zum ersten Mal ein, dass ich mich wenigstens nach dem Namen dieser perfekten Dienstsymbiose hätte erkundigen können. Aber wahrscheinlich hätte sich der Schüchterne Maier zwei und der Grüne Müller fünf genannt. Oder so ähnlich. Solche Leute kommen schon in Tarnanzügen auf die Welt.

3

Ein paar Tage später lernte ich Traublinger kennen. Er fuhr in einem BMW mit getönten Scheiben vor meinem Laden vor. Die letzten Wiesentage waren angebrochen. Obwohl schon Oktober, war es unterm tags immer noch heiß. Erst abends wurde es empfindlich kalt. Traublinger war ein vierschrotiger

Kerl mit dem Kampfhaarschnitt eines amerikanischen Marine. Seine Augen waren hinter blau verspiegelten Sonnengläsern von den Ausmaßen einer Ganzkörper-Skibrille verborgen. War auch besser so, denn seine Gesichtszüge verrieten nichts Gutes. Sie waren kantig und grob, wie mit einem Stechbeitel aus einem Holzklötzchen herausgeschlagen. Traublinger stieß derart wuchtig meine Ladentür auf, dass er beinahe die Glocke aus der Verankerung gerissen hätte.

– Langsam, Freund, sagte ich.

– Traublinger, erwiderte er barsch. Büro Hirschböck.

Erwartungsvoll sah er mich an. Dann warf er ein in Papier gewickeltes Päckchen auf den Ladentisch. Kerle wie er machten mich aggressiv.

– Ja was denn nun, fragte ich. Soll ich salutieren, oder gehen wir gleich zum Exerzieren in den Hinterhof?

Traublinger streckte seinen Grobschädel über die Theke. Dabei hob er den rechten Arm an, um seine Achsel darzubieten.

– Ha, ha, ha. Sie dürfen mich kitzeln, vielleicht lache ich dann.

Ein ungutes Lüftchen wehte mich an. Typen wie Traublinger stehen bis zur Halskrause unter Testosteron. Sie tragen zwar frisch gebügelte Hemden, duschen dreimal täglich und rasieren sich ebenso oft. Aber das bringt nichts, sie riechen trotzdem büffelrig, weil so hochgetaktete Männer wie er auch im Ruhezustand die schweißige Energie von Moschusochsen absondern. Ich trat einen Schritt zurück.

– Also, worum geht es?

Mit beiden Händen riss Traublinger das Papier vom Päckchen und holte ein in Plastik gehülltes graues Teil hervor.

– Erstens: der Kittel. Gereinigt und fachmännisch kunstgestopft.

Er warf ihn vor mich hin.

– Zweitens: das Fahrgeld.

Er hielt ein Kuvert hoch, öffnete es und ließ einen Hunderteuroschein hervorspitzen.

– Hoppla. Mit Bakschisch vom Effendi. Da sag ich aber ganz herzlich Vergelts Gott!

– Bloß nicht frech werden.

– Frech, ich? Für einen, der an dem betreffenden Abend die Sache vergeigt hat, reißen Sie hier ganz schön das Maul auf. Mehrfach hat Ihr Chef gejammert, Sie möchten ihn nun endlich abholen. Wo waren Sie eigentlich?

Traublinger schlug mit der flachen Hand auf meine Theke, dass meine alte Registrierkasse einen Satz machte.

– An mir lag's nicht! Ich habe mit dem Wagen an der verabredeten Stelle gewartet. Stundenlang. Wer nicht kam, war er.

– Brav, sagte ich. Dann grüßen Sie den Chef mal schön von mir. War mir ein Vergnügen.

Ich ging zur Tür und hielt sie auf. Ich wollte nicht meine Einrichtung unter den Händen dieses Rohlings zerschmettert sehen.

Traublinger ging an mir vorbei. An der Tür fasste er sich in die Brusttasche und zog ein handgeschriebenes Billet hervor.

– Das Wichtigste hätte ich beinahe vergessen.

Er ließ es in meinen Hemdausschnitt fallen.

– Wiedersehen!

Dann brachte er den BMW zum Brüllen. Was folgte, war ein Kavaliertart mit einer so sagenhaften Beschleunigung, dass der Fahrer den gewünschten Schlag ins Kreuz bekam.

Ich fummelte das Papier aus meinem Hemd. Hirschböck hatte ein paar Zeilen geschrieben. Der Kernsatz lautete: »Sollten Sie sich gelegentlich auch einmal in einer Verlegenheit befinden, so zögern Sie nicht, mich zu verständigen. Ich helfe gern. Ihr Ernst Hirschböck.« So etwas ist in Bayern Gold wert. Wenn ich aus dem Regensburger Dom ein Parkhaus machen wollte, musste ich nur meinen Freund Ernst anrufen.

4

Ich fing an, die ganze Geschichte zu vergessen. Sie verblasste so schnell wie das verflossene Oktoberfest. Damals ahnte ich noch nicht, dass die Sache eine turbulente Fortsetzung finden würde.

Nach der Wiesn wird es in München ziemlich ungemütlich. Den goldenen Oktober hat man dann schon verjuckelt, die letzten Buschhemden samt Twelve-Pocket-Bermudas sind unwiderruflich aus dem Stadtbild verschwunden und in der Urlaubskiste versenkt. Im Schlachthofviertel haben wir einen todsicheren Hinweis auf den Beginn der kälteren Jahreszeit: Plötzlich stinkt es nicht mehr, weil der Kadavergeruch nicht mehr aus den Gullys hochgedrückt wird. Auf den vertrauten Gestank wird man lange warten müssen, er kommt erst als Frühlingbote wieder. Im Herbst ziehen von den Isarauen Nebelschwaden herauf, das Pflaster ist nass von dieser feuchten Kälte, die einen richtig klamm macht. Irgendwo ganz oben ist

der Himmel immer blau, aber das nützt einem nichts, wenn man nur graue Wolken sieht. Mir schlägt das alles empfindlich aufs Gemüt, schon der Morgen ist so bleiern, dass man den Resttag getrost in die Tonne treten könnte. Und was soll denn da noch rauskommen, wenn man den Tag mit Schokolebkuchen und Glühwein beginnen müsste, um sich in Stimmung zu bringen?

Ich machte mehr Sport und ging öfter mal spazieren. Aber lange hielten solche Programme meist nicht vor. Man solle allem und allen mit einem Lächeln begegnen, sagt der Dalai-Lama, das mache einen selber froh. Da war was dran, das wusste ich, weil auch das Gegenteil stimmte. Wenn einer wie ich die Zähne nicht auseinanderbekam, begegnete er allem und allen nur noch mit der Panzerfaust. Logischerweise war ich in diesen Zeiten fast ausschließlich mit dem Unangenehmen konfrontiert.

Diverse Überschwemmungen hatten den spärlichen Grasbewuchs in den Isarauen erheblich dezimiert. Um die Lehmwüste in Wiese zu verwandeln, hatte die Stadtgärtnerei auf großen Flächen Gras ausgesät, sie umzäunt und mit einem weitmaschigen Naturfasernetz geschützt. Davor waren große Schilder aufgestellt, die darum baten, diese Flächen nicht zu betreten. Auf einem meiner Spaziergänge sah ich, wie mitten in diesem Gelände ein fetter Kerl mit grüner Armeekappe stand.

– He, schrie ich, raus da, oder kannst du nicht lesen?

Seelenruhig zündete er sich eine Zigarette an und schnippte sein Streichholz ostentativ auf den Boden.

– Raus, schrie ich noch mal, oder ich schlepp dich da runter.

Er nahm einen tiefen Zug, inhalierte und grinste dabei.

– Versuch es doch, Arschloch.

Dann beugte er sich zur Seite und knipste seinen Hund von der Leine, ein schwarzes, breitschultriges, muskulöses Vieh, das knurrend die Lippen hochzog und Eckhauer wie ein Säbelzahntiger zeigte. Das also ließ ihn so ruhig und gelassen auftreten. Wie recht hatte doch der Dalai-Lama, auch solchen Ekelpaketen sollte man gelegentlich lieber mit einem Lächeln begegnen, denn die Konfrontation mit einem Kampfhund konnte einen unglücklich machen. Ich musterte ihn genauer, um abschätzen zu können, was mich erwartete. Er hatte nicht die faltige Lappenschnauze eines Mastino, ebenso wenig den Schweinekopf eines Bullterriers oder das breite Maul eines Mastiffs. Eigentlich sah er aus wie eine italienische Promenadenmischung nach Gladiatorenart.

– Zitto, zischte ich.

Tatsächlich hielt der Hund einen Moment lang inne. Ich hatte also einen Italiener vor mir. Diese Tiere waren leidgeprüfte Streuner. Wenn sie sich einem Haus oder einem gefüllten Napf näherten, wurden sie mit Steinwürfen vertrieben. Ich bückte mich, hob einen Stein auf und holte aus. Winselnd und in ausgreifenden Sätzen verschwand der Köter hinter einem Busch. Das überlegene Grinsen des Dicken war ausgeknipst, als hätte ihm jemand den Stecker gezogen. Ich winkte ihn zu mir her. Als er vor mir stand, schlug ich ihm die Kappe vom Kopf. Gewaltbereitschaft muss man unmissverständlich signalisieren, sonst verliert man bei solchen Typen sofort jede Autorität und sie werden wieder zeckig. Er bückte sich, hob seine Mütze wieder auf und klopfte den Dreck an seinem Oberschenkel ab. Ich fasste ihn am Unterarm und führte ihn zu dem Schild.

– Lies doch mal vor, sagte ich.

– »Münchner Bürger schützt eure Anlagen. Achtung, empfindliche Aussaat, bitte nicht betreten«.

– Sehr schön. Eigentlich klar, verständlich und nachvollziehbar, oder?

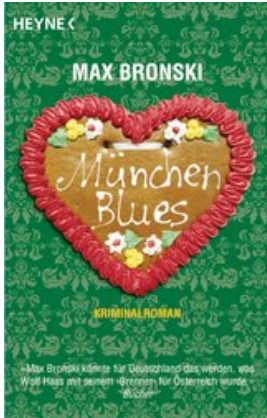
– Eigentlich schon, würgte er.

Aus den Augenwinkeln beobachtete er mich, um rechtzeitig abtauchen zu können, wenn ich noch mal hinlangte. Ich streckte ihm stattdessen die Hand hin. Zögerlich schlug er ein.

– Dann haben wir ja heute was gelernt. Lass dich bloß nicht mehr von mir erwischen.

Als ich weiterging, fand ich meine Aktion ziemlich beschissen. Der Deutsche hat was vom graukitteligen Blockwart in den Genen, ich offenbar auch. Man brettet an dem auf der Mittelspur fahrenden Kleinwagen mit zweihundertfünfzig Sachen vorbei. Statt ihm den Stinkefinger zu zeigen, möchte man ihm was fürs Leben mitgeben und fährt dann ostentativ schnurgerade rechts, um dem kleinen Arschloch zu demonstrieren, wo es eigentlich hingehört.

Im *Sendlinger Boten*, den sie mir aus Gründen der Reichweite vierzehntägig vor die Tür werfen, stand neulich, dass die beiden Offizianten des Deutschen Automobilvereins zu Hausmeistern des Jahres gekürt wurden. Fehlte nur noch der Hinweis, dass sie damit automatisch für den in irgendeiner Rechtsradikalen-Hochburg stattfindenden nationalen Wettbewerb qualifiziert waren, bei dem der Sieger im »La Paloma«-Zwitscherpfeifen ermittelt wird. Niemand tiriliert das so anrührend wie der deutsche Hausmeister beim Hofkehren. Im Beiprogramm ein Chor von Pedellen aus Nordrhein-Westfalen, die als



Max Bronski

München Blues

Kriminalroman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 176 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43485-1

Heyne

Erscheinungstermin: August 2010

Die Wiesn tobt – Gossec ermittelt

München, Oktoberfest. Gossec, streitbarer Antiquitätenhändler und Amateurdetektiv, findet hinter seinem Laden eine Bierleiche. Es ist der Abgeordnete Hirschböck aus Niederrottling, ausgeraubt bis auf einen Hinweis auf eine Immobilienfirma. Gossec hilft, bezieht dafür Prügel und beginnt zu ermitteln – und stößt auf eine skrupellose Immobilienfirma, die die Leute aus ihren billigen Wohnungen hinaussaniert, korrupte Politiker und Amigofilz.